

Von Rom nach Lampedusa

Die Exzentrizität der Kirche im „Zentrum“ Europa

■ SEBASTIAN PITTL

Mit dem Argentinier Jorge Mario Bergoglio wurde vor eineinhalb Jahren erstmals in der Geschichte ein Nichteuropäer zum Bischof von Rom gewählt. Ein Mann „fast vom Ende der Welt“¹ besetzte damit eine der wichtigsten symbolischen Positionen der westlichen abendländischen Welt.

Rom steht wie wohl keine zweite Stadt für Europa. Die Hauptstadt des mächtigen römischen Imperiums war über Jahrhunderte hinweg das zivilisatorische Paradigma der westlichen Welt, vom Heiligen Römischen Reich bis hin zu den Inszenierungen Konstantinopels und Moskaus als zweites und drittes Rom.

Rom war dabei stets Sinnbild für zivilisatorische Überlegenheit, militärische Macht und Weltherrschaftsansprüche. Wer sich selbst als Stadt versteht, in die alle Wege führen, behauptet sich als das Zentrum der Welt.

Vielleicht den stärksten Kontrast zu diesem Rom der Macht bilden die Evangelien. Ihre Erzählungen von einem Erlöser, der als besitzloser, in einer völlig unbedeutenden Provinz am Rand des Römischen Reiches umherwandernder Zimmermann vorgestellt wird, können wohl auch als Ironisierung der Stilisierung des römischen Kaisers Augustus als Heil- und Friedensbringer der Menschheit verstanden werden.

Die Figur Jesus von Nazareth, die weder über militärische oder politische Macht verfügt noch sich auf die sakrale Autorität der Priester oder Schriftgelehrten berufen kann, ist im Gegensatz zu Augustus nicht nur selbst eine völlige Randfigur des römischen Reiches, er wendet sich in seiner Predigt und seinem Handeln auch systematisch den Orten am Rand der Gesellschaft zu. Prostituierte und Aussätzige, Zöllner, Verbrecher und Samaritaner sind seine engsten Freunde.

Es ist eine merkwürdige Ironie der Geschichte, dass die Nachfolger des Außenseiters Jesus wenige Jahrhunderte später ausgerechnet das Zentrum Rom – die „Hure Babylon“ (Off 17) – zum Mittelpunkt der christlichen Welt machen würden. Was für manche zunächst nach einem definitiven Sieg des Christentums über die heidnische Welt ausgesehen haben mag, läutete eine Epoche ein, die durch eine verhängnisvolle Verbindung von Christentum und staatlicher Macht geprägt war. Von Konstantin bis Franco legitimierte und sakralisierte die Kirche, die nun vom Rand ins Zentrum der Gesellschaft gerückt war, die Macht von Fürsten, Königen, Kaisern und Diktatoren², und ab dem 15. Jahrhundert – von Ausnahmen wie Antonio de Montesinos oder Las Casas abgesehen – schließlich auch die Eroberung und Beherrschung der Bevölkerungen Amerikas, Afrikas und Teile Asiens durch das „Zentrum“ Europa. Der beginnende Eurozentrismus fand in einem wichtigen Strang der christlichen Theologie eine wesentliche Stütze. Französische Revolution, Aufklärung und Säkularisierung erschütterten das Zivilisationsmodell der „Christenheit“ nachhaltig, doch es dauerte bis zum zweiten Vatikanischen Konzil, bis sich die römisch-katholische Kirche endgültig vom Traum der Restitution der verloren gegangenen Einheit von Thron und Altar verabschiedete.

Der belgisch-brasilianische Theologe José Comblin wies darauf hin, dass das Zweite Vatikanum trotz dieses Aufbruchs dennoch im Wesentlichen ein europäisches Konzil geblieben war: „Das Konzil hat den Anfang damit gemacht, auf die Welt zu hören. Die Welt, auf die man hörte, war die Welt der europäischen Bourgeoisie jener Zeit. [] Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, waren die Bischöfe ideologisch von



Sebastian Pittl studierte Theologie in Wien und Madrid und ist seit 2011 wissenschaftlicher Assistent am Fachbereich für Theologische Grundlagenforschung der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Lateinamerikanische Theologie und Philosophie, Interkulturelle Philosophie, Interreligiöser Dialog und Geschichtstheologie und -philosophie.

1) Vgl. die Rede von José Mario Bergoglio nach seiner Wahl zum Papst auf dem Petersplatz.

2) An den Rändern des offiziellen Christentums gab es stets auch eine radikale Infragestellung der Allianz zwischen Kirche und politischer Macht, so z. B. in der franziskanischen Tradition. Die oben geschilderte Entwicklung bezieht sich auf den Strom der Theologie, der kirchenpolitisch wirksam wurde.

■ Papst Franziskus nutzt die Öffentlichkeit der Bühne Rom, um den vergessenen Rand der globalisierten Welt in das Scheinwerferlicht der medialen Aufmerksamkeit zu rücken.

der zu jener Zeit in Westeuropa dominierenden politischen Partei geprägt.“³

Die lateinamerikanische Kirche ging auf den Bischofsversammlungen in Medellín (1968) und Puebla (1979) einen entscheidenden Schritt weiter. Sie vollzog einen Bruch der traditionellen Allianz zwischen Kirche und der herrschenden politisch-wirtschaftlichen Oligarchie und verschaffte erstmals in der Kirchengeschichte einer Interpretation des christlichen Glaubens aus dem sogenannten „Süden“ weltweites Gehör. Mit Medellín, den Basisgemeinden und der Theologie der Befreiung wandte sich die Kirche wieder auf radikale Weise den Rändern der zunehmend globalisierten Weltgesellschaft zu.

Mit Jorge Mario Bergoglio scheint dieser Geist auf überraschende Weise nun im Zentrum Rom selbst angekommen. Sein Hinweis auf seine Herkunft vom „Rand der Welt“ ist vor dem Hintergrund der Geschichte des römischen (europäischen) Papsttums wohl mehr als eine bloß scherzhafte Bemerkung. Er verband sich mit dem demonstrativen Verzicht auf die Besetzung des „Zentrums“ der päpstlichen Wohnung, der Bergoglio als Papst Franziskus das Gästehaus vorzog, und der angesichts des Ultramontanismus der letzten eineinhalb Jahrhunderte radikal relativierend wirkenden Selbstbezeichnung als „Bischof von Rom“. Im Rahmen des Abendmahlgottesdienstes wusch Bergoglio am Gründonnerstag 2013 in einem Gefängnis zwölf der Insassen, darunter auch einer muslimischen Frau, die Füße. In der Chrisammesse davor hatte er die Priester dazu aufgefordert „an die äußeren Ränder“ der Gesellschaft zu gehen und das Evangelium denen zu verkünden, die „überhaupt nichts haben“. Seine erste Auslandsreise führte Bergoglio nicht zu einem anderen Staatsoberhaupt, sondern geradewegs an den schlechthinigen Gegenort der europäischen Metropolen: die Flüchtlingsinsel Lampedusa.

Papst Franziskus nutzt die Öffentlichkeit der Bühne Rom, um den vergessenen Rand der globalisierten Welt in das Scheinwerferlicht der medialen Aufmerksamkeit zu rücken. Er konfrontiert das Zentrum auf schmerzhaft Weise mit den von ihm

verursachten Wunden des Randes und macht sichtbar, was das selbsternannte zivilisatorische Vorzeigeprojekt Europa gerne aus seiner Mitte verdrängt: die stummen Millionen, denen an und innerhalb der Grenzen Europas das Recht auf ein menschenwürdiges Dasein verwehrt wird.

Die christlichen Kirchen sind in den letzten Jahrzehnten zunehmend aus der Mitte der europäischen Gesellschaften gefallen. Sie bilden nicht mehr Herz und Seele dieses Kontinents, sondern sind zu manchmal mehr und manchmal weniger beachteten Randorten geworden. In den europäischen Großstädten sind die Kirchen zunehmend Gemeinschaften von Migranten und Migrantinnen. Dieses Herausfallen aus der Mitte muss nicht unbedingt als Niedergang des christlichen Erbes Europas verstanden werden. Die nach dem Ende der konstantinischen Kirche wieder stärker sichtbar werdende Verwiesenheit der christlichen Kirchen auf die Ränder kann, wenn sie nicht als widerwillig zu erleidendes Schicksal, sondern als genuin christlicher Auftrag verstanden wird, Motor werden für eine Erneuerung der Kirchen im Sinne des Evangeliums: ausgehend von den Kranken, Schwachen und Ausgestoßenen unserer Gesellschaft, denen die Kirche, wie Franziskus sagte, ein Lazarett sein sollte. Das mutige Handeln dieses lateinamerikanischen Papstes, der im Zentrum Roms als heimlicher Bischof des Randes Lampedusa agiert, kann dafür ein Zeichen sein.

Eine solche ex-zentrische Kirche wird sich nicht mehr von der politischen Macht her verstehen können, aber es vermag einem Europa, das mehr sein will als ein strategisches geopolitisches Projekt der Selbstbehauptung gegenüber den andern Weltmächten USA, China, Brasilien und Indien Wesentliches zu sagen, wenn es ihm gelingt, die Erinnerung und Verantwortung für die Menschen am Rand der globalisierten Gesellschaft in das „Zentrum“ Europa einzuschreiben. Ein derart de-zentriertes Europa kann vielleicht tatsächlich ein universales Menschheitsprojekt werden. Und vielleicht wird es gerade in dieser Überschreitung seiner selbst im besten Sinn seinem christlichen Erbe entsprechen. ■

3) José Comblin, *Die Zeichen der Zeit, in: Concilium* (2005) 412–424, 420–421.